

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1925

20 (24.1.1925) Wissenschaft und Bildung

Wissenschaft und Bildung

Beilage zur Karlsruher Zeitung · Badischer Staatsanzeiger

Samstag, den 24. Januar 1925

Elisabeth von Heyking

Elisabeth von Heyking hebt sich als Dichterin und Frau klar aus der deutschen Literatur heraus. Eigenart war ihr gegeben von Natur wie von Kultur. Das Bestimmende ihres Menschentums war ihre zarte, sensible Seele, die die Dinge der Wirklichkeit in ihrem wahren Wesen und Werte zu unterscheiden veranlagte und daraus die Erkenntnis des Lebensinnes schöpfte. Das Bestimmende für ihre Persönlichkeit war die Haltung der Dame von Welt, die genohnt war, von Jugend auf in den Salons des internationalen Adels und Fürstentums heimisch zu sein, ohne darum auf das nach höchstem Maßstabe reine Deutschsein zu verzichten. So einte sich in ihr tiefe, weiblich-feine Innerlichkeit und die Erfahrung, die keiner der großen Welt in den Salons aller Mittelpunkte bei Staaten zu sammeln vermögen. Aus der Mischung dieser beiden Zierlichkeiten und reichen Erlebnisse erwuchs ihre Dichtung.

Als sie begann, war nur die Stimme ihrer Seele da. Der alte Wilhelm Jordan hörte sie sicher heraus. Kraft erhielt dieses erste Tönen aber erst, als das unruhige Diplomateneben so viel Ereignisse und Erkenntnisse, Empfindungen und Stellungnahmen in ihr aufgebaut hatte, daß sie sich ihr übervolles Herz freischreiben mußte. Da entstanden unter den Händen der Vierzigjährigen jene „Briefe, die ihn nicht erreichten“, die durch Form, Inhalt und Klang sofort ergriffen und zu einem Bucherfolge von damals — 1903 — großer Seltenheit führten. Die „Briefe“ führten, jedem feineren Geist fühlbar, über das Alltägliche hinaus: das war keine herkömmliche Literatur, keine Nachahmung und Wiederholung von bereits früher in anderer Weise Offenbartem, sondern das war Hingebung eigenen Menschentums, das war Herzblut, das wie noch nie seinen Rhythmus enthüllte. Es war wahrlich nicht das Stoffliche, was in den „Briefen“ mitfortschritt. Geist, die Umwelt des Diplomatendaseins war bisher noch nicht Thema eines Romans gewesen, aber hier war diese Umwelt ja gar nicht Thema, sondern eine Frauenseele, die Melancholie erschütterte. Dieser Frauenseele spürte man damals wohl in der Wirklichkeit hinein nach, weil die „Briefe“ ohne Verfasseramen erschienen waren. Doch war dies Nachspüren müßig, denn die anekdotische Wirklichkeit verkehrte gar nicht den Reichtum des Buches, weil er so ganz im Gefühl beruhte. Und das Gefühl war wunderbar groß und einfach gestaltet.

Es war das Gefühl von der völligen Einsamkeit jedes künstlerisch, jedes tiefer veranlagten Menschen, von der Einsamkeit, die die Mäkelhaftigkeit der Welt und alles Gelebten nur noch geheimnisvoller, dunkler sluten ließ und die den Traum, das Gefühl, schließlich als das allein Lebende anerkannte. Keintes Frauentum schlug in dieser Aboltheit der Eingabe an die Seele die Augen auf. Dies Frauentum lebte in der Liebe, die glücklich war und die leidet, die jedes Leiden verkörperte, nur in aller Heimlichkeit zu weinend wachte und still entfiel, wo das Schicksal nicht anders lief. Dies Frauentum atmete einzig mit dem Winde, der über die Steppe wehte, löste sich auf im All seiner Schönheit und seiner Trauer. Dies Frauentum rettete sich nicht in irgendwelche Außerlichkeiten und Materialismen, sondern mußte stets ehrlich sein, weil Unehrlichkeit es völlig zerstören, haltlos machen und ins Unglück stürzen würde. So aber fühlte es den heimlichsten Sinn und Rhythmus alles Weltgeschehens,

alles Welt- und Menschenschicksals. Und weil es empfand, daß Sinn und Rhythmus eben allein in der Bewegung und im Vorübergleiten durch Unendlichkeit und Ewigkeit hin enthalten sind, trug es die Linien erster Trauer, klarer Wehmut, heimlich-offener Schwermut. Die Mutter Maria, die um das Schicksal des Gottesknechts, des eigenen Kindes wußte, trug die gleichen Gesichtszüge, wie dies Frauentum, wie Elisabeth von Heykings Art.

Ohne weiteres jede reine Seele packend, trat dieser Inhalt der „Briefe“ deswegen in Erscheinung, weil die letzte Erfüllung seelischer Einsamkeit in den Gegensatz zum Leben der großen Welt gesetzt war. Anscheinend wohnt die Diplomatin doch mitten im Rauhe aller Menschheitsverkehr: die gesamte Erdkugel ist ihre Heimat? wohin immer Eisenbahnen, Dampferlinien führen, überallhin vermag der Diplomat zu gelangen. Durch die Salons der Diplomatenfrau gehen unaufhörlich alle lebendig wirkenden Persönlichkeiten des öffentlichen Daseins aus Politik, Handel, Wissenschaft und Gesellschaft, zusammengehalten durch den Stil ersten oder vergnügten Tuns, zusammengehalten durch die Fäden, die von West bis Ost, Nord bis Süd hindern, erregt durch gleiche und gegensätzliche Interessen, durch das Mitbewinnen im Großen Strome, in einer — letzten Endes doch wieder — Masse; Wünsche, Ziele, Hoffnungen, Illusionen, Begehrlichkeiten, Ehrgeize bewegen diese Masse im Für- und Gegeneinander. Inmitten dieser unruhig lärmenden, wogenden, wirbelnden Masse saß nun eine Frau, die nichts weiter als ihr Menschentum, ihre Seele festhielt; sie durchschaute Schein und Wünsche, sie fragte nach dem Echten und gleitete von Enttäuschung zu Enttäuschung. Da erkannte sie: Sinn dieses Menschentums kann nur die Bewegung an sich sein und das reine Gefühl, das der Augenblick gebietet, das dem Augenblick gehört. Von diesem reinen Gefühl sprach sie, ganz unberührt noch, ganz hart und vornehm, zum ersten Mal in den „Briefen“. Und es fand gleich die künstlerische Einheit in der Sehnsucht, die die lebende Frau dem fernen Freund entgegenbrachte, den die Briefe nicht mehr erreichen sollten. Tragik wachte auf: über diese Tragik kann alle Klugheit der Beobachtungsgabe, alle Weisheit der Lebenskenntnis, alle Freude am Genuß des bunten, farbigen Daseins nicht hinwegtragen; sie blieb als die große Unterströmung, die durch alle Wüder dieser Dichterin mit adliger Wehmut zog.

Nach durch die Werke, denen auf den ersten Blick hin vielleicht nicht so stark persönliches Erleben anzumerken war, wie vielleicht dem Novellenbände „Der Tag Anderer“ der 1905 auf die „Briefe“ folgte. Aber wer tiefer blickt, schaut im Schicksal der Gräfin Ja, die stets abseits gelebt und nun, da die Sonne des Glücks an sie herantritt, abernmals um ihres zur Liebe reif gewordenen Kindes willen in den Schatten zurücktreten muß, auch die Schwermut vom unerbittlichen Wandel und Vorübergleiten alles Geschehens, das nicht nur die Ruinen in das Antlitz des Einzelnen, sondern auch der Völker gräbt. Wie Gräfin Ja zu alt zum aufblühenden Glücke, zur Zukunftsentwicklung wurde, so hebt sich auch Europas Weg von dem Americas ab. Mit instinktiveren Sinnen erkannte Elisabeth von Heyking schon damals die Entwicklung voraus, die zehn Jahre später Europas Abend und Americas Morgen beginnen ließ.

Das ist es ja, was die Bücher dieser Dichterin hinaushebt über die rein ästhetische Beurteilung, die ihr Entzücken am Stil, an der Schilderung, an der Klarheit des Schauens und der Einfachheit der Fabel ausdrücken muß.

Hier war mehr als nur epische Kunst, die die Diplomatenwelt in fernen Ländern, die die Selbstlichkeiten Asiens, Americas, Ägyptens, des Balkans beschreibt und die das in vielem Betracht gleichförmige und dabei auch wieder merkwürdige Dasein der Europäer in der Fremde gestaltete. So reizvoll auch etwa die Schilderung einer Audienz bei der Kaiserin Chinas oder der Zeit vor dem Vorerkrankung in Peking oder das Leben und Treiben in Washington auch ist, das Entscheidende ist der seelische, der menschliche Gehalt. So wuchs sich jedes Buch Elisabeths von Heykings zum Selbstbekenntnis aus, zum Selbstbekenntnis nicht im real-materiellen, sicher aber im innerlichen Sinn. Stets stand ein Leid, ein Glück hinter dem Anlaß ihrer Romane und Novellen.

Der Roman „Alle mishi“, der 1912 herauskam, ist unmittelbarer Beweis für diese Eigenart. Elisabeth von Heyking nahm innerlich am Verufe und an der Arbeitswelt ihres Gatten teil. Sie blieb als Dichterin nur aber stets soweit vollendete Dame, daß sie Verufe und Arbeitswelt ihres Gatten nicht naturalistisch abschilderte, sondern sie enthüllte mit sicherstem Taktgefühl, nur in Andeutungen und im Plauderton. Man sieht Willow, Lucanus und andere Mitglieder des Auswärtigen Amtes vor sich, aber nie werden sie bloßgestellt oder verraten; im entscheidenden Augenblick fällt Schweigen über die Charakteristik. Hierin war Elisabeth von Heyking von höchster Delikatesse: nur Thomas Mann besitzt in deutscher Literatur gleiche Eigenschaft.

Infolgedessen konnte die Dichterin überall dort, wo es sich um die Sache und nicht um Personen handelte, um so tapferer sein. Sie wies hin auf die Mordlichkeiten und Kränklichkeiten. Man wünscht nur, schon damals hätte jedermann die Urteile und Schilderungen richtig verstanden: man hätte das deutsche Schicksal vielleicht noch anders wenden können. So aber hielt man sich an Außerliches: an die Einweihungen in den Geschäftsgang des Auswärtigen Amtes, an die Beschreibung des Tropenlebens, an das Verhalten einzelner Personen im Augenblick. Und doch war stets die Dignität des Ganzen von der Dichterin gemeint. Nur war sie zu sehr Dame von Welt, um brutal mit dem Finger darauf zu stoßen.

In dieser Entwicklung mußte Elisabeth von Heyking fortfahren. Die rührende Geschichte vom kleinen Chinesenknaben „Tschun“ (1914) gab ebenso wie die „Balkanphantasie von einst“, „Liebe, Diplomatie und Falzhäuser“ (1919) den Querschnitt durch europäische Menschenart überhaupt, im „Tschun“ noch gesehen aus der Perspektive der Vorkriegszeit, in der „Balkanphantasie“ aber schon durchtränkt von den Erfahrungen des Weltkrieges. In der Seele des Chinesenknaben spiegelt sich europäisches Denken und Wesen, spiegelt sich die ganze Trübsal, die zum Vorerkrankung 1900 und schließlich auch zum Weltkrieg führte. Ach, er kam so gläubig zu den weisen Menschen, der kleine gelbe Mann, dem die christliche Religion den Himmel auf Erden versprach. Aber wie er einst mit Prügel auf seinem chinesischen Kindheitsparadies verjagt wurde, so nach langen, bitteren Enttäuschungen auch durch Prügel wieder aus dem Garten der Fremden. Völkerpsychologische Einsicht baute diese Fabel auf, völkerpsychologische Einsicht durchweht auch die Schilderungen von Peking, vom Sommerpalast der Kaiserin Tschü Hsi, vom Verhalten der diplomatischen Vertretungen. Unvergänglich gräbt sich diese Spiegelung der ostasiatischen Welt und Zustände in der guten Seele einer adligen Frau in unser Herz. Gätte dies Herz nur

Karlsruher Konzerte

Mit den bei einem Sonder-Sinfoniekonzert des bad. Landestheaterorchesters empfangenen Eindrücken, die in mander Hinsicht die anfänglich der beiden Opernabende hier schon geäußerten, kritischen Bemerkungen bestätigten, gelangt man über das neue Leiterer unserer Oper künstlerische Bestätigung etwa zu folgendem Gesamturteil: Generalmusikdirektor Ferdinand Wagner-Münchberg ist ein geborener Orchesterführer, insofern seine physische Kraft stark suggestiv wirkt und jeden Musiker zu tatsächlicher Aktivität aufzuwecken weiß. Die Ausstrahlung seiner Impulsivität überträgt sich durchaus im Sinne jener tüchtigen Strategen, wie sie z. B. die Soldaten brauchen, um fehlende eigene Einsicht durch das blinde Vertrauen in den Feldherrn zu ersetzen. So ist stets auch der energische Wille zu spüren, durch Konzentration und Überwachung aller Einzelkräfte eine künstlerische Stimmung zu erzeugen. Daraus Es-der-Sinfonie erfährt daher eine zwar nicht gerade sensationelle, aber doch ungemessen fesselnde Exploitation. Auch die Wiedergabe der Sinfonievorgänge von Meyer hatte Klarheit und Salz; wollte sich jedoch das Gefühl der überragend geistprühenden Begabung eines Kulturweisen bei diesem für die jüngere Generation sonst typischen Vertreter seines Faches nicht ganz einstellen, so schien das einestheils in der noch nicht souveränen Beherrschung des Partiturbildes begründet, die den Gestirren merklich in der vollen Entfaltung seiner Überlegenheit und Überlegenheit hemmte, andererseits mihlang auch die trübende Schlußfolgerung der Frage, weil der leistungsfähige Instrumentalführer schon zuvor seine wahrlich letzte Kraft hatte einsetzen müssen. Es war ja schon an den beiden Opernabenden aufgefallen, daß F. Wagner mitunter einem ökonomisch wieder richtigen, doch künstlerisch wichtigem Draufgängerturn hülftig und die Stimmen der Sänger oft rücksichtslos einem orchestralen Klangausfluß opfert. Denselben Eindruck eines dynamischen Übermaßes hatte man bei den letzten Taktten der Oper. Wohl offenbarte der Dirigent in wichtigen Stellen und

mit dem ganzen Oberkörper agierend sein feuriges Temperament, aber er zerfiel es in nutzloser Ohnmacht, nachdem schon alle orchestrale Gewalt entlassen waren und die Disposition zu einer allerletzten Steigerung längst erschöpft. Dieser Beobachtung in negativem Sinn — denn solche gewollte Ausdrücke der Ekstase pflegen am gefährlich messorischen Rand eines wüsten Tonraums gerade noch vorbeizugleiten — steht allerdings auch viel Positives gegenüber. Meyer hat selbst die Sinfonievorgänge als „faustlicher“ bezeichnet, und wie nun — gewiß nicht ohne eigene Einsicht und farbenreiche Nuancen — der Dirigent manches gestaltete, das betraf doch im wesentlichen die Essenz der gewaltigen Komposition und zeigte, daß Wagners nachschaffende Potenz über das Format eines Taktstüglers weit hinausreicht. Zudem wurde an handwerklich sauberer Arbeit wirklich Gutes geleistet, in bezug auf Präzision und Exaktheit blieb kaum ein Wunsch unerfüllt. Starke Beifall erwies, wie rasch sich der neue Dirigent Sympathien zu erwerben verstand. Sogar die Künstlerchaft beteiligte sich schließlich an dem lebhaften Applaus. Möge auch das bei der künftigen Zusammenarbeit so bleiben, denn ein künstlerisches Wachstum und Gedeihen wird nur auf dem sicheren Fundament harmonischen Zusammenwirkens möglich sein, wofür dieser Abend immerhin einen verheißungsvollen Auftakt bot.

Meyers Sinfonievorgänge gehören heute zu den allgemein anerkannten Standardwerken der Sinfonieliteratur, und doch sind kaum zwanzig Jahre verfloßen, seit jener ungeheuren Aufregung, die gerade Meyer als Komponist heraufbeschworen hat. „Warten Sie nur, in zehn Jahren gelte ich auch schon als Reaktionsär und werde zum alten Eisen geworfen“ schrieb er damals. Als auch noch nicht ganz soweit, so sind dennoch seine Werke, über denen als Motto „Ich reite unentwegt nach links!“ steht, inzwischen durch die enge Pforte einer allmählichen Erkenntnis ihres Wertes auf den breiten Weg allgemeiner Schätzung gelangt. An dem ihm früher vorgeworfenen unruhigen Akkordwechsel nimmt heute niemand mehr Anstoß, ebensowenig an seiner linearen Stimmführung, denn man hat eingesehen, daß weder durch den zum Gesetz erho-

benen dauernden Dur-Moll-Wechsel, noch durch die richtunggebend von Bach beeinflusste Einseitigkeit die Musik als solche etwas eingebüßt hat, eifrige Hörer fanden im Gegenteil bald, daß diese ob ihrer „Unbeholfenheit, Laune und Eigenartigkeit“ einst geschmähten Werke, doch mit der Notwendigkeit der künstlerischen Entwicklung in Einklang zu bringen seien. — An solche Beispiele schnell wechselnder Beurteilung sich zu erinnern ist sehr zweckmäßig, wenn da nun wieder einmal ein junger Komponist auftaucht, der sich in das bisherige Diagnosenchema nicht so recht einreihen lassen will. Zwar gab es an dem Kompositionabend des hier lebenden Victor Ugel Serd noch etliche Lieder- und Klavierstücke zu hören, die einen richtigen Tonakker verrieten. Im gedanklichen Anschluß an russische Dichter sind z. B. Schöpfungen entstanden, die noch ganz im alten Liedcharakter Wort und Ton zu schöner Einheit und plastischem Ausdruck verbinden. Durch Rudolf Balve vom Landestheater erfuhren sie außerdem eine sehr stimmungsvolle Interpretation. Sie standen am verführenden Schluß einer Vortragsfolge, in deren Verlauf durch neuere und neueste Werke die Fragestellung erheblich schärfer als damals bei Meyer geworden war. Denn in Liedern für Sopran und vor allem in einem Duo für Geige und Violine hat der Komponist sich vollkommen der Atonalität zugewandt und, ehrlich aus der flauen und farblosen Liberalität der Gesinnung heranstretend, aller unwahren Melodizität und Harmonik zugunsten des reinen Melos entsagt. Auch zwei Klavierstücke, in denen sich tastend und zögernd der Übergang vollzieht, kamen zum Vortrag, zumindest beweisen, daß die Kunst weder im Großen noch im Kleinen Sprünge zu machen pflegt. Es ist hier natürlich nicht der Platz, über die auch von mir stets anerkannte Notwendigkeit des Wandlungsprozesses vom tonalen Empfinden zum atonalen Prinzip das Wichtigste zu wiederholen, so wünschenswert das angesichts der oppositionellen Kritik und dem negativen Strahlen und Anfeinden eigentlich wäre. Bei der Beurteilung neuer Kompositionen sollte auch zunächst das „Was“ und nicht das „Wie“ entscheiden. Und hier ist doch ohne weiteres anzuerkennen, daß V. Ugel Serd selbst in

von früher starken Einfluß auf Denken und Willen genommen!

Gleichen Wunsch gebiert auch der Balkanroman, darin im Gegensatz zum „Lilium“ eine Liebesfabel wieder Seelen verknüpft und auseinander treibt. Belgrads Landschafts-, Sitten- und Kostümbild entrollt sich; die Geschichte vom deutschen Fürsten, der sein Lehmbüthenwolk mit Holzhäusern zu beglücken wünscht, weswegen die Diplomatie sich mit allen Kisten und Intrigen um den Holzhausauftrag bemüht, ist nur von außen in dies Milieu getragen, das den Rahmen für Riane von Sintions schicksalshohes Ehe- und Liebesleben abgibt. Alle Fromie, die Elisabeth von Seyking mit dem Maß der Dame aufbrachte, kann nicht verbergen, wie sehr die Dichterin teilnimmt an der Tragödie ihrer Heldin, die noch an die Liebe glaubte und dies eine Mol. da sie sich ihr zuwendet, Opfer eines Mannes wird, der nicht zur Frau, sondern nur zur Liebe als Leidenschaft sich bekennt. Leise Distanz ist hier schon zu den Menschen und Ereignissen eingetreten; es weht etwas wie Kälte durch dies Buch. Schmeres Erleben hatte die Dichterin aus dieser Diplomatenatmosphäre fortgetrieben. Sie wurzelte fortan ganz in ihrem Frauentum, im Menschlichen. Davon kündeten ihre letzten Bücher „Das vollkommene Glück“ (1920) und die Novellen „Weberin Schuld“ (1921), denen schon die Reklame-Novellen („Die Orgelbeifen“ (1918) vorausgegangen waren.

Die Dichterin fuhrte jetzt auf den letzten tiefsten Ergriffen ihres Lebens und Erlebens. Nicht die gegenständliche Welt, wie zur Ganzheit schon nie, aber auch nicht mehr zum Teil noch war Thema ihrer Dichtung, sondern allein das, was hinter den Dingen ruhte. Man erlebte, wie die Seele allein herrschte und lebte, wie die Welt des Tages nur Rahmen war, der nichts mehr bedeutete auf der Suche, in der Sehnsucht nach „dem vollkommenen Glück“. Dies vollkommene Glück wird erreicht, aber nicht etwa durch dauernde Liebeserfüllung, sondern die Frau als Heldin des Romans, das Weibtum als Menschheitssymbol muß erfahren, daß zum vollkommenen Glück auch die Erfahrung des wehesten Leides gehört, daß erst wächst in der Seele jene Erhabenheit, die ihren Ausdruck in religiös verwurzelter Güte findet und im wärmsten Verstehen alles Menschlich-Menschenförmigen.

Die höchsten Höhen ihres Empfindens und Geistes hat Elisabeth von Seyking erstiegen. In jener schmerzgeborenen Läuterung, die durch kein irdisches Ereignis mehr ins Ranken gebracht werden konnte. Fernsicht, Tiefsicht war ihr eigen. In individueller, in weiblicher Art. Ihr Frauentum fand die reife Formung in den sechs Novellen „Weberin Schuld“, die wohl das künstlerische und menschliche Ergebnis ihres Wirkens und Schaffens, ihres Innen- und Außenlebens umschließt. Noch einmal wanderte der klare, Höhenblick nach Ostasien, nach Mexiko und Südamerika; allüberall vollendete sich ein Schicksal. So wie es sich vollendete, war es gut. Mag die einsame Frau zum fernem Grab des Geliebten pilgern, mag der arme, krumme Paquito unter der Welt in Einsamkeit sich von allen Menschen fernhalten: stets ist tiefer Sinn in diesem Geschehen. Zener tiefe Sinn der Weltgerechtigkeit, der dazu treibt, voll heiligen Staunens kein leiderfülltes Amen unter alles schuld- und unschuldvolle Geschehen zu setzen. Nur zuchtvollste Kunst vermag diese Höhen zu ersteigen. Elisabeth von Seyking hatte sie erobert, weil sie das große Maß aller Dinge fand.

Deutschland nannte in dieser Frau eine Dichterin sein eigen, von deren Innerlichkeit ein Strom edler Beseelung und hingebender Religiosität ausging. Nichts war gebunden an irgendwelche Engen. Allein das Erlebnis

bestimmte Seele und Geist und weite sie zu jener Freiheit, die die große Güte, das Lächeln aus Leid und Glück gebiert.

Ueber das Glück der Kinder

Von Oskar von Wertheimer

Alle Welt preist das Glück der Kinder, sehnt sich zurück nach dieser vergangenen Zeit und der mächtigste, Bar singt in einem wunderschönen Lied: O, selig, o selig, ein Kind noch zu sein! — Es ist in der Tat nicht zu leugnen, daß die Kinder von manchen Sorgen, die Erwachsene bedrücken, befreit sind, wobei freilich erst festzustellen ist, ob die kindlichen Sorgen im Verhältnis zur kindlichen Kraft nicht ebenbürtig sind wie die der Erwachsenen. Ein ungarischer Schriftsteller erzählt in einer Novelle so reizend, wie ein kleiner Knabe sich sehr danach sehnte, so zu leben wie sein Vater. Ein Wunder erfüllt ihm seinen Wunsch und nun steht er sich plötzlich an dessen Stelle. Worin besteht sein Leben? Jeden Augenblick kommt jemand mit einer Rechnung und die Haare stehen ihm zu Berge, übrigens ganz wie dem Papa, weil er nicht weiß, wie er sie zahlen soll. Es gibt Streit und Unfrieden im Haus mit der eigenen Frau, mit den Mädchen und am Schluß ist der kleine Junge froh, die angemachte Würde wieder abstreifen zu können und wieder das junge Söhnchen zu sein.

Aber gelinde gesagt stellen wir uns das Glück der Kinder doch etwas zu übertrieben großartig vor. Das kleine Kind lacht wohl mehr als der Erwachsene, aber dafür weint es auch mehr. Und es wäre wohl zu genau, das kindliche Weinen als einen Ausdruck des Glücksgefühls bezeichnen zu wollen. Der stärkste Trieb beim ganz kleinen Kinde ist der Nahrungstrieb. Das Essen oder das Trinken bereitet ihm die allergrößte Freude; aber wie lange muß es warten, bis sein Hunger gestillt wird. Kleine Kinder sind immer hungrig oder durstig, und da die Großen das nicht sind, so besitzen sie für diese Eigenschaft der Kinder nicht das geringste Verständnis.

Mit wahrhaft kanibalischem Lustgefühl lassen sie das Kind sich so lange quälen, bis der Vorschritt gemäß der Moment der Nahrung gekommen ist. Also auch hier auf eine kurze Freude viel Leid und langes Warten. Ich sehe davon ab, daß, wenn in späteren Jahren die Erziehung des Geistes und der Seele beginnen soll, der größte Teil der Kinder, was nachzuweisen möglich ist, gänzlich falsch erzogen wird. Das ist etwas so Selbstverständliches, daß man darüber gar keine Worte verlieren soll. Aber dies jedoch daktert alle Welt: jeder Onkel, jeder entfernte Freund und überhaupt jeder Erwachsene, der auch nur in die Nähe kommt, an dem Kinde herum und sucht ihm seine private Weisheit beizubringen. Dann kommen noch die bezahlten Erzieher dazu, denen im Grunde alles gleichgültig ist außer ihre Bezahlung. Und alle diese sind nur darum bekümmert, was sie selbst wollen und daß das Kind ihren Willen erfüllt. Aber sie sorgen sich den Teufel darum — und selbst wenn sie darüber jemals nachdenken sollten, könnten sie es doch nie in ihrem Leben begreifen — was das Kind eigentlich selbst will. Schließlich kommt die Schule, jene Stätte, die die Pädagogen mit einiger Übertreibung als die wichtigste des Lebens bezeichnen und in der sie genau das Gegenteil dessen tun, was sie lehren, indem sie nämlich die Schüler dazu anhalten, nicht etwa für das Leben, sondern einzig für die Schule zu lernen.

Ich bin mir natürlich aller Vorzüge der Lehrer, ihres schweren Lebens, ihrer sehr schwierigen Aufgabe und der guten Seite der Schule, in der man das nötige Wissen

auffapelt, bewußt. Aber wenn wir nicht alle ganz elementar sind, so werden wir finden, daß von 100 Menschen 90 nicht gerne an die Schule zurückdenken und wenn wir die Schüler vom 13. und 14. Jahre an fragen, was ihr sehnlichster Wunsch sei, so werden sie fast alle antworten: nur möglichst rasch aus der Schule hinauszufliehen. Ich wenigstens habe noch niemanden gesehen, der nach Beendigung der Schule bereit gewesen wäre, neun Jahre sofort von Frischem zu beginnen.

Wenn man die Kinder untereinander betrachtet, so findet man da mutatis mutandis, daß ihr Leben ganz dem der Erwachsenen gleicht. Wir haben die Sorge um die finanzielle Dasein, sie haben den Kampf um das Fortkommen in der Schule. Beides ist gleich niederdrückend. Sie haben ihre Freunde und Freundinnen und eben ihre Feinde und Neider, sie haben ihre Befürchtungen, Hoffnungen, ihre Zerstreuung und Beschäftigung, ganz wie wir. Kindergeizhaken gleichen auf ein Haar den Geizhaken der Großen. Auf beiden wird in der gleichen Weise diskutiert, gezankt und Uninn geredet. Und daß wir frei sind, während auf allen Kindern der Druck liegt: was werden die Eltern, die Vorgesetzten, die Geizhaken zu dem sagen, was wir machen. Und ob nun die Kinder objektiv auch Unrecht haben und die Anleitungen und Beeinflussung durch Erwachsene — aber doch nur durch solche, die wirklich die Fähigkeit dazu haben — nicht ist, so empfinden subjektiv die Kinder doch die Erziehung als einen Druck und sind daher nicht glücklich.

Der Erwachsene lebt sich gerne, wenn er sonst nichts tun hat, bei der Erziehung des Kindes aus. Allen Wortsinn, den er im Leben nicht unterbringen konnte, plant er jetzt dem Kinde ein. Und wenn er sonst ein geschwächtes Wesen ist, dem Kinde gegenüber bleibt er natürlich doch immer der Stärkere. All dem ist das Kind wehrlos ausgesetzt. Der Schüler muß Vivus lesen, was das so vorgeschrieben ist und wenn er tausendmal mehr Neigung für Ovid hat. Er wird nicht darnach beurteilt, was er im Ovid kann, sondern danach, was er im Vivus nicht kann. Was das Kind aber noch nicht abnt, das wissen wir alle: daß das Interesse der Menschen aneinander so gering ist, daß kaum einer sich die Mühe nimmt, den anderen etwas Besseres zu lehren. Wenn nämlich die Erziehung der Kinder eine gute wäre und die Kinder glücklich wären, woher kommt es dann, daß diese glücklichen Geschöpfe, sobald sie herangewachsen sind, so beschwiegend wenig gute und so erdrückend viel böse Eigenschaften haben? Wirklich glückliche Menschen sind nämlich immer gut. Einem guten Menschen zu begegnen, ist aber Gott einmal, ist das seltenste Ereignis im Leben. Jeder haben alle diese fröhlichen Kinder so genau beurteilt — viel rascher und tiefer als ihr Vater und ihr Mathematik — daß man rücksichtslos, egoistisch, unaufrichtig sein soll, wenn man möglichst rasch seinen Zweck machen will? Nein! Wenn die Menschen nicht besser wären, sie nicht wirklich froh. Wer wirklich eine glückliche Jugend hatte, dem merkt man das sein ganzes Leben an.

Und haben die Kinder nicht schließlich ihre tiefsten Probleme, das Erwachen der Liebesgefühle, die Frau nach Gott und der Schöpfung, die allein schon ihre Geirne und Seelen ungeheuer in Anspruch nehmen? Sind die Erwachsenen, die den Kindern wirklich in diese Kämpfen beistehen?

Darum muß man ein wenig dem bequemen Glauben der Erwachsenen entgegenreten, daß die Kinder immer glücklich sind, und daß man ihnen, weil sie ja glücklich sind, allerhand Unangenehmes und Schmerzliches aufladen kann. Die Kinder sind keine Erwachsene, die genau wie ihre größeren Geschwister, ihre eigene Welt haben, der es wohl viel Freude, aber auch sehr viel Leid gibt.

dem sehr extrem gerichteten Duo eine stark sensitive Begabung und eine ungelesene Musikalität offenbart. Wohl gibt es darin insofern eine allzu starre Beharrung im Diskonierenden — Atonalität schließt nicht um jeden Preis die Konsonanz aus! — Absonderlichkeiten und Härten, doch fehlen vor allem der vorlechte und letzte Satz durch wirkliche Musikierfreude und thematische Klarheit und lassen keinen Zweifel an der Echtheit und Ehrlichkeit des künstlerischen Willens aufkommen. Problematischer erscheinen mir die Sopranlieder, nicht nur weil ihrer äußerst komplizierten Gesangslinie Trübe (vom Landestheater) sich nicht ganz gewachsen fühlte, sondern weil der Komponist damit an ein Gebiet rührt, wo die Fäden zwischen Neuem und Altem vielfach am schwersten in Ordnung zu bringen sind. Neben den Herren Voigt und Löhle war noch hauptbeteiligt an dem interessanten Abend Lydia Sera als feinführende Begleiterin am Flügel und aus höchstfühlender Empfindung reproduzierende Solistin. Eine numerisch sehr ansehnliche Zuhörerschaft folgte allen Werken des erstgerichteten Komponisten mit großer Aufmerksamkeit. Leider konnte ein im Programm angekündigtes Trio nicht zur Ausführung kommen, nach meiner Kenntnis der Partitur hätte es zweifellos den günstigen Gesamteindruck des Konzertes noch weiter vertieft.

Im V. Kammermusikabend der Konzertdirektion Kurt Reufeldt spielte das Sächsisch-Strichquartett (Leipzig) zusammen mit der Pianistin Auguste Schachtel-Sorander drei bekannte Klavier- und Streichquartette von Mozart, Schubert und Brahms. Man kam zu der Überzeugung, daß die hier nicht unbekanntere Vereinigung für den Teil von Schuberts nachgelassenem Streichquartett d-moll die besondere Eignung mitbrachte. Hier scheinen die übrigen nicht ganz gleichwertigen Künstler vorzüglich aufeinander eingewirkt. Wo der eigentliche Streichquartettstrahnen überschritten wurde und durch ein Klavierquartett ersetzt, ergaben sich zwar auch ansehnliche Leistungen, so wenigstens in Mozarts g-moll-Werk (K. 478). Ein Crescendo des Fiedruds vermochte aber nicht mehr das Klavierquartett A-dur op. 26 von Brahms zu bringen: die Meinung, daß man hier das Werk eines hundertprozentigen Akademikers vorgelesen bekam, wurde durch eine gleichmäßige und mehr sachlich saubere als temperamentvoll-künstlerische Wiedergabe kaum erschüttert. Obwohl so der Abend schließlich eher in die Breite als in die Tiefe ging, gab es den üblichen Beifall. S. Sch.

Meyers Lexikon

Wenn ein literarisches Werk den Ruf: „Die Arbeit sei das Banner für den Wiederaufstieg“ an seine Spitze stellt, so darf es schon wegen dieser Parole Beachtung beanspruchen. Wenn aber das Werk selber in der nach menschlichen Begriffen großartigen Weise diese Parole in sich verwirklicht, dann ist unsere anerkennende Bemerkung wohl am Platze. Meyers Lexikon, die 7. Auflage der früher unter dem Titel Meyers Konversationslexikon bekannten Enzyklopädie des Wissens, ist ein solches Werk.

Die letzte (sechste) Auflage erschien vor 20 Jahren. Schon unter normalen Umständen wäre sie heute veraltet. Denn die Welt steht niemals still; fortwährend verändert sie sich. In den letzten 20 Jahren aber hat das Weltbild so, wie es vor unserem geistigen Auge erscheint, eine derartig einschneidende und unwägliche Veränderung erfahren, daß man in Wahrheit von einer völligen „Umwertung der Werte“ sprechen kann.

So war es von vornherein klar, daß eine neue Auflage des Meyerschen Konversationslexikons, wenn sie mit wissenschaftlichem Ehrgeiz befragt wurde, ein ganz neues Werk ergeben müsse; ein ganz neues Werk, das uns über die Veränderungen und über unser heutiges Erkenntnisvermögen auf den Gebieten der Geschichte, Geographie, Volkswirtschaft, des Rechtswesens, der Philosophie, Kunst, Musik u. Literatur, der Theologie, des Unterrichtswezens, der Medizin, der Naturwissenschaften und der Technik unterrichtet. In vollständig neuer Bearbeitung also mußte diese Auflage erscheinen. Etwa 5000 Textabbildungen und über 1000 Tafeln, Karten und Textbeilagen soll sie enthalten. Und auf 12 Bände ist sie, damit der Preis für das Gesamtwerk in erträglichen Grenzen bleibt, beschränkt worden, gegenüber den 20 Bänden der früheren Auflage.

Diese Beschränkung ist aber nur eine äußerliche. Denn faktisch wird die neue Auflage noch mehr Stichwörter enthal-

ten, als die früheren. Das konnte nur ermöglicht werden durch eine erheblich strengere Zusammenfassung des Stoffes.

Soeben ist der erste Band der 7. Auflage (A bis Beschäftigung) herausgegeben. Und eine Prüfung ergibt, daß in der die programmatische Ankündigung der Herausgeber nicht viel befragt. Früher reichte der erste Band bis zu dem Stichwort „Aktionismus“, und der zweite Band bis zu dem Worte „Bismarck“. Jetzt ist beinahe das gesamte Material der beiden Bände in einem Band verarbeitet. Und doch ist der Wert des Lexikons als Nachschlagewerk nicht im geringsten gelitten. Einzelheiten und subjektive Beurteilungen sind nicht ausgeschlossen worden. In strenger Objektivität und Sachlichkeit macht uns das Lexikon unter dem jeweiligen Stichwort mit allem, was dringend wissenwert ist, bekannt.

Natürlich werden die Anschauungen über das, was wichtig ist, wissenschaftlich ist oder nicht, immer auseinandergehen. So persönlich möchte ich wünschen, daß ein solches Lexikon heute die großen, von uns jetzt erst richtig entbedeten Kulturwissenschaften und ihre leuchtendsten Vertreter mit genau derselben Bereitwilligkeit behandelt, wie die abendländische Kultur. In dieser Wunsch in dieser Form Erfüllung finden wird, kann natürlich erst festgestellt werden, wenn das Werk abgeschlossen vorliegt.

Der Wert des Lexikons ist, soweit ich konstatieren kann, allenthalben allgemeinverständlich, und die von den Herausgebern angestrebte klare Übersichtlichkeit gehört wirklich seinen Hauptvorzügen. Fügen wir hinzu, daß Papier, Druck, Schrift, Sagenordnung und Einband von herborragender Güte sind, so ergibt sich ein Gesamturteil über Meyers Lexikon, das wahrhaft lobend und empfehlend ausfallen muß. Jeder Gebildete, der in der Summe für dieses Werk — der Einzelband kostet 30 M. — aufbringen kann, sollte sich anschaffen. Als Patrioten aber haben wir allen Grund, auf diese neue, glanzvolle Leistung deutschen Gelehrtenfleißes und verlegerischer Mühigkeit stolz zu sein. G. A. M. e. n.